

Hinter hohen alten Bäumen liegt auf einem Hügel Schloss Cumberland. Kurz vor Gmunden biegt man, von Norden kommend, links ab, dann nach einigen hundert Metern wieder links, und das Schloss, in gotisch-schwedischem Baustil errichtet, ragt moosgrün oder sand- oder olivfarben, je nach Tageszeit und dem Charakter des Lichts, in spröder Unnahbarkeit vor einem auf. Es erinnert mich immer an den Film „Rebecca“ mit Laurence Olivier und Joan Fontaine aus dem Jahr 1940, einen Schwarzweißfilm nach dem Roman von Daphne du Maurier, geheimnisvoll und gruselig, irgendwie abweisend und voller versteckter Geister, die auf eine günstige Gelegenheit warten, ihr Unwesen zu treiben. Der Roman war 1938 ein weltweiter Bestseller. Ich selbst habe ihn erst um die Jahrtausendwende gelesen. Das Anwesen, auf dem der Roman und der Film spielen, Manderley in Cornwall, ist so düster wie manchmal Schloss Cumberland, wenn die Außenbedingungen danach sind. Obwohl Rebecca kein einziges Mal im Film erscheint – sie ist bei einem Bootsunfall ums Leben gekommen –, dominiert sie das Geschehen und übt einen seltsamen Einfluss auf alle Personen und alle Dinge aus, als wäre sie die ganze Zeit gegenwärtig. Danach hat man in der Psychosozialogie das Rebecca-Syndrom benannt: Es bezeichnet die rückblickende Überhöhung eines ehemaligen Mitglieds einer Gruppe und die damit verbundene Abwertung seines Nachfolgers oder seiner Nachfolgerin. Letztlich geht das Anwesen in Flammen auf, die die das Böse verkörpernde Haushälterin Mrs. Danvers entzündet hat. Wegen der Wirren des Zweiten Weltkriegs und des nachfolgenden Wiederaufbaus sah man

„Rebecca“ als deutsche Premiere erst am 6. Juni 1951 im Titania-Palast in Berlin-Steglitz als Eröffnungsfilm der Ersten Internationalen Filmfestspiele Berlin. „Rebecca“ lief außer Konkurrenz, und in die Kinos kam der Film im Oktober 1951.

Bald nach dem „Anschluss“ Österreichs ans Deutsche Reich im März 1938 nutzten die Nationalsozialisten Schloss Cumberland zu Schulungszwecken und nannten es Gauschulungsburg. Der Zweite Weltkrieg machte es notwendig, darin ein Lazarett einzurichten. Nach dem Krieg diente das Schloss als Tbc-Heilstätte mit Öffentlichkeitsrecht, und zwar bis 1972. In der Chronik im Internet habe ich erfahren, warum das Schloss einen grünlichen Farbeindruck hinterlässt: Für die Fassaden verwendete man grünen Sandstein aus den Sandsteinbrüchen bei Abbach in der Nähe von Regensburg.

In den Sechzigerjahren des 20. Jahrhunderts war mein Vater, der als junger Mann an offener Tbc gelitten hatte, einige Wochen zur Beobachtung im Schloss. An einem sonnigen Wochenende besuchten wir, meine Mutter und ich, meinen Vater. Meine beiden jüngeren Brüder blieben währenddessen beim Großvater mütterlicherseits und spielten auf seinem Grundstück in der Sandkiste. Ich erinnere mich dunkel an den Eindruck, den das mächtige Schloss in seiner vornehmen Einsamkeit damals auf mich machte: einen dominanten und autoritären, zumal darin eine Anstalt untergebracht war, die den Menschen die Freiheit nahm, wenn auch aus medizinischen Gründen. Schulen, Krankenhäuser, Ämter und dergleichen lösen in mir gleichermaßen das Gefühl einer freiheitsberaubenden Autorität aus, die uns als kleine nichtsnutzige Erdenwürmer betrachtet, die zu gehorchen und die Hierar-

chie anzuerkennen haben. Heute ist dieses Gefühl vielleicht etwas abgeschwächt, aber im Grunde ist es immer noch in mir da, und ich spüre es aufkeimen, wenn es einen Anlass gibt. Wir fuhren dann mit dem Auto, unserem weißen Ford Cortina, mit meinem Vater nach Gmunden. Die Berge im Hintergrund – der Traunstein, die Schlafende Griechin – wirkten streng und schroff und strahlten eine unnahbare Schönheit aus. Auf dem Traunsee, in Ufernähe, trieben Schwäne dahin, und ich musste an Rilkes Gedicht denken, das ich, obwohl noch ein Bub von vielleicht zwölf Jahren, auswendig konnte. Heute kann ich es nicht mehr, wohl aber kommen mir noch immer die letzten Worte des Gedichts in den Sinn, sobald ich einen Schwan sehe.

*... während er unendlich still und sicher immer mündiger und königlicher und gelassener zu ziehn geruht.*

Mein Vater kaufte mir ein Eis auf der Esplanade, das in der Sonne rasch zerfloss und auf mein Hemd und meine Hose tropfte. Es war Schokoladen- und Zitroneneis, meine Lieblingsorten. Das sind sie heute noch. „Pass doch auf!“, sagte meine Mutter. „Du sollst das Eis schlecken, nicht Hemd und Hose bekleckern!“ Daran hat sich bis heute nichts geändert. Es gelingt mir nach wie vor kaum, Eis ohne Kleckern zu schlecken, obwohl ich genug Zeit gehabt hätte, es zu lernen.

Nach und nach, lange nach dem Besuch bei meinem Vater, nahm mein Interesse am Schloss Cumberland ab und wandte sich dem Traunsee und seiner male-rischen Umgebung zu. Und wenn ich an einem Samstag oder Sonntag in Gmunden auf der Terrasse des Cafés Wien die Zeitungen durchblätterte und hin und

wieder auf den See, auf Schloss Ort und in die Berge blickte, schweifte ich in Gedanken weiter nach Süden, nach Altmünster, zur Spitz-Villa, nach Bad Ischl, wohin meine Großmutter fast jährlich auf Sommerfrische gefahren war, in ein Heim des E-Werks Wels, und wo ich sie gerne besucht hatte und manchmal übernachten hatte dürfen.

An einem milden Sonntag im Frühling fuhr ich nach Bad Ischl. Ich wollte das Heim des E-Werks Wels, Lindaustraße 15, nach einer langen Zeit wieder sehen. Ich ging die Esplanade entlang, dann kam der Aufstieg in die Lindaustraße, und viele der Häuser, die ich anlässlich meiner Besuche bei meiner Großmutter gesehen hatte, standen völlig unverändert da, vielleicht renoviert, aber im Wesentlichen von gleichem Aussehen. Andere gab es nicht mehr, und stattdessen hatten neue Bewohner ein neues errichtet. Die äplerische Stimmung war aber allemal erhalten geblieben. Und dann dachte ich, ich fände das Heim nicht mehr, es komme vielleicht ein paar Häuser weiter, aber nein, war ich mir dann sicher, es müsse hier sein, nahe dem Ort, an dem ich stand. Bald war mir klar, das alte Heim gab es nicht mehr. An der Stelle, an der das alte Heim des E-Werks Wels gestanden war, stand jetzt ein ganz neuer sachlicher, würfelförmiger Bau, der nichts von dem romantischen Kleinhaus mit Holzelementen im Salzkammergutstil an sich hatte, an das ich mich erinnerte. Der Garten, der früher verborgen hinter dem Haus gelegen war, zeigte sich nun von der Straße, weil das neue Gebäude offen dastand, ohne Umzäunung. Einer der für mich wichtigsten Bezugspunkte zu meiner Großmutter väterlicherseits, zu der ich ein ganz nahes Verhältnis gehabt hatte, war verschwunden. Ich hatte meinen Fotoapparat mit, holte

ihn aus der Jackentasche und schoss eine Aufnahme des neuen Heims. Vom alten gab es sicher Fotos in unseren Familienalben.

Ich ging zurück ins Zentrum und kehrte im Café Ramsauer ein. Ich trank Kaffee, spürte Kopfschmerzen und nahm Schmerztabletten mit reichlich Wasser ein, Thomapyrin forte. Die gab es in Österreich nicht, eine Bekannte hatte sie mir aus Bayern mitgebracht, wobei sie mich vor der Schädlichkeit der regelmäßigen Einnahme von Schmerztabletten warnte. Im Café Ramsauer hingen Schwarzweißfotografien prominenter Personen aus dem Kunst- und Kulturleben an den Wänden, es handelte sich durchwegs um verstorbene Personen, die man mit Bad Ischl in Verbindung brachte. Ich bin mir sicher, Franz Lehar und Leo Perutz waren dabei. Das Café hatte eine wienerische Atmosphäre. Die Verbindung zwischen Wien und Bad Ischl liegt auf der Hand – man denke bloß an Kaiser Franz Joseph I., die Schrott, an Sissi, an die Operette usw. –, und davon zehrt die kleine Stadt heute noch und wird es wohl noch lange tun, wie die Attraktivität der Kaiservilla und des riesigen Parks, den vor allem zu den warmen Jahreszeiten Inländer und Ausländer besuchen, nahelegen.

Die Tabletten wirkten bald, und ich fühlte mich im lieblichen Bad Ischl wohl, als wäre meine Großmutter väterlicherseits anwesend. In meinen Gedanken war sie das auch. Die Lieblichkeit der Stadt weist allerdings Risse auf. Risse, deren Aufbrechen gar nicht so weit zurückliegt. Man hat sie vergessen oder weiß überhaupt nichts davon. Man hat sie verkittet, darunter sind sie aber nach wie vor da. Kaum jemand der heute lebenden Bewohner oder Besucher wird über das folgende vergangene Ereignis Bescheid wissen,

geschweige über länger zurückliegende Geschehnisse, außer Historikern.

Fein war es nicht, wie man mit den jüdischen Sommerfrischlern und Villenbesitzern umgegangen ist, wo sie doch nicht gerade unwesentlich zum Prosperieren des Tourismus beigetragen haben. Und sogar nach dem Zweiten Weltkrieg hat man sich nicht zurückgehalten. Was passierte? Am 20. August 1947, immerhin gute zwei Jahre nach der Befreiung vom nationalsozialistischen Regime, kam es gegenüber Überlebenden des Holocausts, die von der US-Army im Hotel „Goldenes Kreuz“ untergebracht waren, zu antisemitischen Ausschreitungen. Rund zweihundert Demonstranten – für das kleine Bad Ischl eine erkleckliche Zahl – versammelten sich vor dem Rathaus, um gegen den Entzug von Frischmilch für ihre Kinder zu protestieren. Das könnte man ja als legitim betrachten, das Folgende weniger: Die Demonstranten zogen weiter zum „Goldenen Kreuz“. Aus dieser sogenannten Milch-Demonstration – neun Jahre nach der „Reichskristallnacht“! – hörte man Töne, wie sie nicht lange Zeit davor zur Alltagsterminologie gehört hatten: „Schlagt die Juden tot!“ und „Hängt die Saujuden auf!“ wurde skandiert. Es blieb aber nicht bei verunglimpfenden Worten, auch Fensterscheiben gingen zu Bruch. Anfang September 1947 begann der Prozess gegen die Anführer der Demonstration vor dem US-Militärgericht in Österreich, das am 25. September harte Urteile verkündete: fünfzehn Jahre Haft für den Hauptangeklagten, mehrjährige Strafen für die anderen. Nach österreichischen Protesten bei US-Hochkommissar General Keyes wurden die Strafen herabgesetzt, nur der Hauptverantwortliche musste ein Jahr ins Gefängnis.

Ich unterstelle, dass es heute auch solche Übergriffe gäbe, wenn der latente Bodensatz des Antisemitismus und der Xenophobie an die Oberfläche gelassen würde. Geeignete Anstifter gibt es sicher. Damals jedenfalls war die Kontinuität einer immanenten Gesinnung bräunlicher oder gar brauner Färbung, deren wesentlicher Bestandteil der Antisemitismus war, erwiesenermaßen ungebrochen.